wie Karin Schulze
:tin Jürgens einge-
ıicht wenigen Kol-
müssen, dass Pro-
›ekommen ist, egal
au und Viehzucht,
ıtomaten oder des
ik.
d Crowdworking,
: und Work-Life-
te und weiche The-
te an der Humani-
ıde Echo des Rufs
rdnung der Arbeit
ordnung einschlie-
wünschenswerten

ıaus die Linien der
les DGB-Vorsitzen-
g: kritische Sozial-
rhetorischen Klas-
am Hut, erst recht
pf des Shareholder-
en auf wie Ulrich
. Die internationa-
Genderfrage stellt
Gerechtigkeitsfrage,
Hans-Böckler-Stif-
ınen und Autoren
der Stiftung beruf-
opa erkundet, sich
Hoffmann das Düs-
nkt geblieben.
spolitisches Signal:
3 zeichnen gemein-
Ver Vorstände und
al ob in der Wirt-
er, kann auch diese
ı. ■

DREI FRAGEN AN ...



... JULIA FRIEDRICHS, Autorin des Buches „Wir Erben. Was Geld mit Menschen macht"

WAS HAT SIE AM THEMA ERBEN INTERESSIERT? Es ist ein Tabu. Dabei wandelt sich das Land gerade zu einer Erbengesellschaft. Über die Armen gibt es genaue Daten, über die Reichen kaum. Nach Schätzungen werden pro Jahr etwa 250 Milliarden Euro vererbt; rund drei Billionen in den nächsten zehn Jahren, eine gewaltige Summe.

VERMÖGENDEN WIRD NACHGESAGT, SIE SCHEUTEN DIE ÖFFENTLICHKEIT. WAR ES SCHWIERIG, GESPRÄCHSPARTNER ZU FINDEN? Ich habe viele Absagen bekommen. Vor allem die ganz reichen Erben, die Nachkommen großer Unternehmer, haben sich fast vollkommen verweigert. Umso dankbarer bin ich denen, die trotzdem geredet haben. Der Sohn eines Düsseldorfer Firmenchefs und ein Nachkomme des Neckermann-Clans zum Beispiel. Das Vermögen ist dabei ganz unterschiedlich: Die einen haben ein Haus geerbt, die anderen ein Konto mit 500.000 Euro, die dritten eine Kunstsammlung mit Millionenwert. Der Düsseldorfer Unternehmer besitzt mehrere Hundert Millionen Euro.

SIE ZITIEREN DEN SOZIOLOGEN HEINZ BUDE: „NICHTS IST UNGÜNSTIGER FÜR DEN BEWEGUNGSCHARAKTER EINER GESELLSCHAFT ALS DIE HERRSCHAFT GEBILDETER RENTIERS." LÄHMEN ERBEN DIE WIRTSCHAFT? Ökonomen befürchten, dass eine Erbengesellschaft weniger dynamisch und produktiv sein könnte. Denn Menschen, die ein Vermögen ererbt haben, sind unter Umständen träger als jemand, der das Geld selbst verdient. Deutschland ist ein Land, das Arbeit und Konsum sehr hoch besteuert. Vor allem Menschen, die ihr Leben aus eigener Anstrengung bestreiten, zahlen für die Gemeinschaft. Kapital wird dagegen sehr niedrig besteuert, Erbe so gut wie gar nicht. Das finde ich falsch. ■

Die Fragen stellte **THOMAS GESTERKAMP**.

Noch nie wurde in Deutschland so viel Vermögen vererbt. Ist es gerecht, dass manche, ohne zu *arbeiten*, viel Geld kriegen und dafür kaum Steuern zahlen? Zeit für ein paar Fragen

Was übrig bleibt, teilen 90 Prozent der Deutschen unter sich auf

Zeit Magazin Nr. 11 (2015) 12.3.2015 S. 12-22

Es gilt als ungehörig, über das Erben zu reden. Wohl weil dem Erben meist das Sterben vorangeht – und wenig so intim ist wie der Tod. Wenn ein Leben mit dem letzten Atemzug erlischt, dann ist das privat. Es geht nur die an, die den Toten kannten, liebten, hassten; die schreien, weinen oder beschämt aufatmen, die Witwer und Witwen, die Kinder, die Enkel: die Erben eben.
In Wahrheit aber ist das Erben alles andere als privat, und es ist höchst ungehörig, darüber zu schweigen. Denn dieser intime Akt, der sich Jahr für Jahr tausendfach wiederholt, wird Deutschland verändern. Das nächste Jahrzehnt wird die Dekade der Erben: In den Vermögensabteilungen der Banken, wo man am eifrigsten solche Prognosen erstellt, rechnet man damit, dass zwischen zwei und vier Billionen Euro weitergereicht werden, also zwischen zweitausend und viertausend Milliarden. (Zum Vergleich: Griechenlands Schulden belaufen sich auf 320 Milliarden.) Ein Vermögenstransfer, wie er in Deutschland noch nie vorgekommen ist.
Die Geschichte der neuen deutschen Erbengesellschaft beginnt mit einem historischen Glücksfall: In Jahrzehnten des Friedens und wirtschaftlichen Wachstums konnten die Nachkriegsgenerationen ungekannte Reichtümer aufhäufen. Und dafür sorgen, dass wir in einer Zeit der finanziellen Superlative leben: Noch nie waren die Privatvermögen in Deutschland so groß wie heute. Auf rund zehn Billionen Euro taxierte sie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung. Noch nie ballten sich solche Reichtümer in der Generation der Rentner und Pensionäre. Und – das ist der Haken – das Vermögen ist extrem ungleich verteilt. Bislang war man davon ausgegangen, dass die reichsten zehn Prozent rund 60 Prozent des Privatvermögens besitzen. Zu dieser Gruppe gehört man laut Sozio-oekonomischem Panel, wenn auf jede Person im Haushalt, die über 17 Jahre alt ist, ein Nettovermögen von mindestens 215 000 Euro entfällt. Im Februar präsentierte ein Forscherteam des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung eine Studie im Auftrag der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung, wonach die Ballung noch massiver sein könnte: Sie vermuten zwischen 63 und 74 Prozent des Privatvermögens bei den reichsten zehn Prozent.

8 Prozent der Erben erhalten 40 Prozent des vererbten Vermögens

Wer diese Fakten kennt, den wird der Schluss, den Wissenschaftler ziehen, kaum verwundern: Deutschland wird sich in den kommenden Jahren zur Erbenrepublik wandeln. Und die wird vor allem eines sein – ungerecht. Die eine Hälfte der Deutschen wird voraussichtlich gar nichts erben, allenfalls Schulden. In die Taschen der glücklichsten acht Prozent der Erben aber werden wohl über 40 Prozent des deutschen Vermögens transferiert. Gerade für die in den siebziger Jahren Geborenen spielen Erbschaften in den nächsten Jahren eine maßgebliche Rolle. Erbschaften werden über Glück und Unglück einer Generation entscheiden – ganz so, als lebten wir wieder im 19. Jahrhundert.
Ich bin 35 Jahre alt, geboren 1979. Noch vor wenigen Jahren hatte ich folgendes Bild des Landes, in dem ich aufgewachsen war: das eines modernen Staates, der jedem Lebenschancen bietet und jede Anstrengung belohnt. Hier zählt vor allem, was du selbst aus deinem Leben machst, dachte ich, nicht, was deine Eltern erreicht haben.

Die meisten meiner Freunde waren wie ich aus der Provinz in die große Stadt gezogen, um dort das eigene Leben zu beginnen. Wir hatten studiert und danach alle Facetten der modernen Arbeitswelt kennengelernt: Zeitverträge und feste Stellen, Ausbeuterlöhne und gute Gehälter. Wir merkten schnell, dass sich unsere Karrieren nicht so glatt und sicher entwickelten wie die unserer Eltern, als man noch von der »Laufbahn« sprach. Aber wir glaubten daran, dass Talent und Fleiß uns ein gutes Leben verschaffen würden.

Etwas änderte sich, als wir für die Zukunft festere Rahmen zimmerten, Kinder zur Welt brachten. Da klagten die einen über steigende Mieten, doch die anderen wohnten plötzlich in Immobilien, die auch ihnen bislang unbezahlbar erschienen waren. »Alle um mich herum kaufen Wohnungen oder Häuser«, staunte einer meiner besten Freunde. »Für 400 000 Euro. Für 600 000. Wie machen sie das?« Mein Freund hat eine gute Stelle. Oft arbeitet er sechzig Stunden in der Woche. Doch jetzt ahnt er: Wenn man wie er – und wie ich auch – keine große Erbschaft erwarten kann, wird man nie gleichziehen. »Egal, wie viel wir arbeiten«, sagt er.

Die meisten der »anderen« Freunde werden einsilbig, wenn sie nach den Quellen ihres plötzlichen Wohlstands gefragt werden. Sie murmeln etwas von »Eltern«, von »vorgezogenem Erbe« oder »Schenkung«. Ich begriff, dass nun, da wir erwachsen sind, plötzlich doch spielentscheidend wird, was die Eltern da in der fernen Provinz eigentlich getrieben haben. Und was deren Eltern zuvor getan haben. Lange zweifelte ich. Dann aber erkannte ich, dass es einen Faktor gibt, der für uns, die wir heute zwischen dreißig und vierzig sind, die Frage »Wie wirst du leben?« entscheidet. Einen Faktor, an den ich bis dahin nie gedacht hatte: »Bist du Erbe oder nicht?«

Um den Unterschied zu erforschen, begebe ich mich auf die Suche nach Erben und nach Menschen, die sich über das Erben Gedanken machen. Mein erster Weg führt in eine Berliner Gegend, die seit Jahren beliebter und teurer wird.

Lars ist Anfang vierzig. Er führt mich, etwas beschämt, durch seine wunderschöne Wohnung. Dabei hat Lars das Orchideenfach Musikwissenschaft studiert, das üblicherweise wenig einbringt. Er arbeitet, genau wie seine Frau. Die beiden haben drei Kinder. Sie leben mitten in der Stadt. »Irgendwann«, sagt Lars, »war auf dem Mietmarkt für uns das Ende der Fahnenstange erreicht. Wir wollten Strukturen schaffen, in denen wir uns sicher fühlen – mit drei Kindern in dieser irren Welt.« Und so kauften sie auf dem momentan genauso irren großstädtischen Immobilienmarkt ebendiese Wohnung für eine knappe halbe Million Euro. Geld, das sie sich niemals hätten erarbeiten können, das ihnen Lars' Vater vermacht hat. Geld, das ihre Freunde nie haben werden. Er sei dankbar für die Wohnung, sagt Lars. »Aber jetzt sitzen meine Freunde in meiner Küche und erzählen davon, dass ihre Wohnung zu klein wird, dass sie für ihren Ältesten kein eigenes Zimmer haben, dass sie anfangen, kleine Kajüten in die Wände zu bauen, um den Kindern wenigstens ein bisschen Privatsphäre zu schaffen. Und ich sitze dabei und fühle mich total bescheuert, weil ich weiß: Ich habe es nicht verdient. Im wahrsten Sinne des Wortes: nicht verdient.«

Solche Bekenntnisse von Erben zu bekommen ist mühsam. Der Wunsch, nicht über das Geld der Eltern und Großeltern zu reden, eint sie. Am Ende haben sich einige doch überwunden: reiche Erben und zerstrittene Erben, glückliche

und verzweifelte Erben. Doch meine Auswahl ist verzerrt. Denn offensichtlich sind vor allem diejenigen bereit, ihr Schweigen zu brechen, denen ihr Erbe Unbehagen bereitet. Ich konfrontiere sie und mich mit der Frage: Wäre es nicht nötig, herauszufinden, wie das Land sich verändern wird, wenn wir doch wissen, dass Erbschaften für unsere Generation so entscheidend sind? Ist die Erbengesellschaft ungerecht, unmodern, ja undemokratisch? Oder völlig in Ordnung, weil es doch ein Urtrieb des Menschen ist, seinen Kindern etwas weiterzugeben? Und: Warum wird um die Sache mit dem Erben nicht heftiger gestritten?

Doch der Erbenforscher scheitert schon an der Statistik: Niemand vermag mit letzter Sicherheit zu sagen, wie viel pro Jahr vererbt wird. Ich vermute, dass es im Moment gut 250 Milliarden Euro sind. Diese imposante Zahl beruht auf einer Schätzung des Instituts für Altersvorsorge und einer Metastudie der Paris School of Economics. Aber befriedigend ist die Datenlage nicht. Die deutsche Öffentlichkeit weiß wenig über ihre Reichen und fast nichts über ihre Erben. Für keine der Datensammlungen – ob Mikrozensus, Einkommens- und Verbraucherstichprobe oder Sozio-oekonomisches Panel – werden Menschen mit großen Vermögen befragt. Weil es nie gelingt, sie zur Teilnahme an solchen Studien zu bewegen. Seit die Vermögensteuer nicht mehr erhoben wird, hat auch der Staat keine verlässlichen Daten mehr zum Reichtum seiner Bürger.

So füllt qualifizierte Raterei die Lücken: Eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung überraschte Mitte 2014 mit der Aussage, dass lediglich gut 60 Milliarden Euro pro Jahr vererbt würden. Andere rechnen mit 140 Milliarden Euro, ein Branchendienst, der Daten an Banken liefert, geht von 360 Milliarden Euro aus. Auch bei den Regierungsfraktionen herrscht beim Thema Erbschaftsvolumen keine Einigkeit: Es seien 74 Milliarden Euro, sagt die finanzpolitische Sprecherin der CDU. 250 Milliarden, vermutet der Kollege von der SPD. Klärungsbedarf sehen beide nicht.

Die Finanzämter nahmen im Jahr 2014 rund 5,5 Milliarden Euro Erbschaftsteuer ein. Das mag nach viel Geld klingen – aber wenn tatsächlich 250 Milliarden Euro pro Jahr vererbt werden, entspricht das einer Steuerquote von zwei Prozent.

Ich besuche Beate.

Vieles an Beate wirkt, als wolle sie ihr Normalsein mit dickem Strich betonen. Ihre kurzen Haare, die zurückgenommene Kleidung, die 80-Quadratmeter-Wohnung, in der sie mit ihrem Mann und den zwei Kindern zur Miete wohnt. Dabei könnte Beate ein großzügigeres Leben führen. Sie ist Erbin. Seit Jahren lagert das meiste Geld unberührt auf ihrem Konto. Außer ihrem Mann und zwei Freundinnen weiß niemand davon. »Ich finde erben ungerecht und undemokratisch«, sagt sie. »Man wird, wie ich, in eine Familie hineingeboren, in der sowieso schon viel Geld da ist. Man kriegt, wie ich, ein Studium finanziert und hat dann alle Möglichkeiten. Da finde ich es illegitim, dann auch noch zu erben.« Beate arbeitet als Wissenschaftlerin an einem Forschungsinstitut. Dass der Staat ihr Gehalt massiv besteuert, ihre Kapitalerträge weitaus geringer und ihre Erbschaft bislang gar nicht, findet sie nicht in Ordnung. Auch wenn sie weiß, was ihre Eltern entgegnen würden: Das Geld haben wir uns hart erarbeitet. Es ist bereits besteuert, hatten sie immer betont. Es wäre ungerecht, es noch ein zweites Mal zu versteuern. Beate sagt: »Ich würde am liebsten hohe Erbschaftsteuern zahlen. Aber leider gibt es diese Möglichkeit ja nicht.« Dann zählt sie auf: Von jedem Euro, den sie als Wissenschaftlerin erarbeitet, zahlt sie maximal 42 Cent an den Staat. Von jedem Euro, den ihr angelegtes Kapital ihr einbringt, 25 Cent. Und von ihrem ererbten Geld: bislang nichts. Was daran liegt, dass ihre Eltern das Erbe als Schenkung gestückelt und den Freibetrag in Höhe von 400 000 Euro pro zehn Jahre ausgeschöpft haben.

Damit dringt man zum Kern der Erbschaftsdebatte vor. Die sollte nicht von Neid getrieben sein. Nicht von der Idee, jemandem etwas wegnehmen zu wollen. Es geht vielmehr darum, wie die ökonomische Architektur des Landes aussehen soll. Das deutsche Steuersystem hat eine gewaltige Unwucht: Arbeit und Konsum werden hoch besteuert. Das heißt, dass vor allem die Menschen für die Gemeinschaft bezahlen, die etwas ersinnen und erschaffen. Nicht diejenigen, die viel besitzen. 1998 wurde die Vermögensteuer ausgesetzt. 2009 wurden dann die Abgaben auf Kapitalerträge bei 25 Prozent gedeckelt. Mit Folgen: Das Kräfteverhältnis zwischen Arbeit und Vermögen verschiebt sich. Im Jahr 1975 machten Kapitalerträge in Deutschland nur 18 Prozent des Volkseinkommens aus. Das allermeiste wurde erarbeitet. Inzwischen hat sich der Anteil der Kapitaleinkommen fast verdoppelt und liegt, laut dem französischen Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty, bei 32 Prozent. Das bedeutet, dass die Gesellschaft vermögender geworden ist – und mehr von Kapitalerträgen lebt. Allerdings ist dieses Kapital nicht breit verteilt: Die Hälfte der Deutschen besitzt weniger als 16 000 Euro.

Früher nannte man Menschen, die von ihren Zinserträgen und Dividenden auf ererbtes oder erheiratetes Vermögen leben, »Privatiers«, »Rentiers«. Heute sind diese Bezeichnungen verblichen. Uns fehlen die Worte – als gäbe es auch diese Menschen nicht mehr. Dabei wird es in Zukunft deutlich mehr solcher »Rentiers« geben. Erbschaften besteuert der Staat meist gar nicht. Für Ehegatten und eingetragene Lebenspartner ist die erste halbe Million steuerfrei, für Kinder sind es 400 000 Euro. Den Spitzensteuersatz von 30 Prozent müssten sie erst bei einer Erbsumme von 26 Millionen Euro zahlen. Den Firmenerben öffnete der Staat im Jahr 2009 so große Schlupflöcher, dass die allermeisten seitdem gar keine Steuern bezahlen. Ende 2014 schritt das Bundesverfassungsgericht ein. Die Bevorzugung von Firmenerben sei nicht mit dem Grundrecht der

»steuerlichen Belastungsgleichheit« zu vereinbaren.

»Ungleichbehandlung braucht eine Rechtfertigung«, sprach das oberste Gericht. Elf Milliarden Euro Steuereinnahmen seien dem Staat durch die Verschonung der Firmenerben im Jahr 2013 entgangen. Nur fünf Prozent aller Erben zahlten überhaupt Steuern. Die Regierung nahm das Urteil entgegen, machte aber sofort klar, grundsätzlich an der Bevorzugung der Firmenerben festhalten zu wollen. Allerdings ist Finanzminister Wolfgang Schäuble auch Jurist und scheint jetzt vom Ehrgeiz gepackt, das neue Gesetz so präzise zu fassen, dass die Verfassungsrichter diesmal zufrieden sind. Es heißt, er wolle genauer unterscheiden zwischen Firmenvermögen, das sinnvollerweise Arbeitsplätze garantiert und deshalb weiterhin verschont bleiben soll, und dem Privatvermögen, dessen Besitzer ihrer Verpflichtung, Erbschaftsteuer zu zahlen, von nun an nicht mehr gar so leicht entkommen sollen. Aber selbst Schäubles zarte Vorschläge, Erben zur Solidarität anzuhalten, ließen etliche Unternehmer und Mittelstandspolitiker bereits laut aufstöhnen. Ohne Grund: Im November 2014 veröffentlichte Wealth-X, ein Institut, das die Superreichen der Welt erforscht, gemeinsam mit der Bank UBS den *World Ultra Wealth Report*. Demnach hält Deutschland weltweit den zweiten Platz als Standort für Multimillionäre. Deren Vermögen stieg binnen eines Jahres um zehn Prozent, und unter ihnen sind überdurchschnittlich viele Erben. Im Gegensatz zu Großbritannien und den USA, wo zwei Drittel der Superreichen Selfmade-Millionäre sind, haben 60 Prozent der deutschen Multimillionäre zumindest einen Teil ihres Vermögens geerbt.

Das Jakob-Kaiser-Haus am Spreeufer ist das Herz des deutschen Parlamentarismus. Hier sitzen die meisten der 631 Abgeordneten des Deutschen Bundestags, ihre Büroleiter, ihre Mitarbeiter. Hier werden Anträge erstellt, Anfragen formuliert, Debatten befeuert, Themen auf die Agenda gehoben. Oder eben auch nicht. An drei Herbsttagen trage ich meine Fragen ins Jakob-Kaiser-Haus, stelle sie den Finanzexperten von CDU, SPD, den Grünen und der Linken. Die CDU-Sprecherin erklärt schlicht, mit hohen Erbschaften und geringen Steuern kein Problem zu haben. Die anderen aber warnen voller Inbrunst, entschlossen und kenntnisreich vor den Verwerfungen, die eine Erbenrepublik zur Folge haben könnte. Sie bezeichnen das Erben als »absolut leistungslose Angelegenheit«, einen Bruch mit dem liberalen Ansatz, wonach Eigentum durch Arbeit entsteht. Sie befürchten: »Die ungleiche Vermögensverteilung wird durch das Erbschaftsteuergesetz in die Zukunft verlängert.« Und: »Wenn sehr viele Menschen ohne eigenes Zutun ein großes Vermögen erlangen, ändert sich deren Verhalten. Das ist eine Vorform von Dekadenz.« Ich bin überrascht. Und frage: Warum gibt es dann keine intensivere Debatte über das Erben? Warum kaum Streit? Warum keine höhere Besteuerung? Die eine sagt: Unsere Wähler sind selber Erben. Der andere: Die Medien lassen das Thema nicht zu. Der dritte: Die Menschen sind gegen Erbschaftsteuern, selbst die, die nicht betroffen wären.

Der letzte Einwand ist nicht von der Hand zu weisen. Als das Forschungsinstitut Allensbach die Meinung der Deutschen zum Thema Erbschaftsteuer abfragte, antworteten 55 Prozent: »Ich finde es grundsätzlich nicht richtig, dass es auf Erbschaften eine Steuerpflicht gibt.« 60 Prozent derer, die in Zukunft erben, sagten, sie hätten sich schon informiert, wie man die Steuern ganz vermeidet. Es wirkt paradox: Während Deutschland von der Empörung über zu hohe Spitzengehälter erfasst wird, heißt eine Mehrheit die steuerfreie Weitergabe großer Vermögen offenbar gut. Ererbtes Vermögen sei besonderes Geld, sagen Soziologen, emotional aufgeladen, ein familiärer Schatz, eine Privatangelegenheit. Das stimmt nicht immer: weil viele Erbengemeinschaften ganz anders aussehen als die Kleinfamilie, die die meisten im Kopf haben.

In Japan – einem ebenfalls überalterten Land – gibt es auf jeden Fall eine Bezeichnung für die Struktur, die jede Erbenrepublik prägt: *zaibatsu*, was wörtlich übersetzt vermögender Clan heißt. Im Jahr 2012 besaßen die deutschen *zaibatsus*, also die neunzig reichsten Unternehmerfamilien, ein Vermögen von 320 Milliarden Euro. »Einflussreiche Imperien«, konstatiert ein Forscherteam der Universität St. Gallen, das die deutschen Clans untersucht hat. Denn: »Es ist eine Mär, dass erfolgreiche Unternehmerfamilien nur *ein* Unternehmen besitzen. Im Durchschnitt gehören 75 Unternehmen zu einer Familiendynastie.« Die Clans haben über Generationen unfassbare Vermögen angehäuft.

Da sind zum Beispiel die Reimanns, geschätzte 14 Milliarden Euro schwer, Rang sechs auf der Liste der reichsten Deutschen. Ihre Ahnen entwickelten Marken wie Kukident, Clearasil und Sagrotan. Ihre Nachkommen kontrollieren heute nach den Recherchen der Universität St. Gallen 89 Unternehmen. Einige stellen immer noch Reinigungsmittel her, andere Schuhe; oder Kosmetika; oder Luxustaschen; verkaufen Kaffee, gründen Privatschulen, was auch immer. In der Öffentlichkeit ist die Dynastie kaum bekannt.

Da sind die Haniels, die Besitzer von Deutschlands größtem Familienkonzern mit 3,5 Milliarden Euro Umsatz im Geschäftsjahr 2013, rund 800 Einzelunternehmen und 500 000 Mitarbeitern. Heute gibt es 650 Erben der Ur-Haniels. Auch dieser Clan hat sich auf Verschwiegenheit geeinigt. Kein Haniel darf eine Firma oder Marke unter dem Familiennamen führen. Kein Haniel darf im Management einer der zahllosen Tochterfirmen arbeiten, nicht einmal ein Praktikum sei erlaubt, heißt es. Die Familie kontrolliert den Konzern lediglich über den Aufsichtsrat und einen Beirat – und bekommt, wenn alles gut läuft, den jährlichen Scheck.

Ich will mehr über diese Geheimbünde wissen. Ich schreibe den

Haniels, genau wie den Erben des Pharmakonzerns Merckle, der Tochter des Schraubenkönigs Reinhold Würth, dem Enkel des Versandhaus-Gründers Werner Otto und dem des Verlegers Axel Springer. Von den einen bekomme ich gar keine Antwort. Die anderen lassen freundliche Briefe schicken oder anrufen – Absagen. Alle übermitteln mir eine Botschaft: Über das Erbe reden? Mit einer Journalistin? Nö.

Auf meinen Notizzetteln lässt sich nachlesen, wie mein Ärger wächst: Passt das zu einer Demokratie?, schreibe ich. Sind wir eine weniger offene Gesellschaft, als ich dachte? Und: Ist es legitim, wenn sich die Nachkommen großer Unternehmer heute nicht anders verhalten als die Gutsherren im 18. Jahrhundert?

Aber dann studiere ich in den Monaten des Wartens Familiengeschichten und Familienprozesse. Ich lese, dass sich die fünf Kinder aus den ersten Ehen des Oetker-Patriarchen seit Jahren mit den dreien aus der letzten Ehe bekriegen. Ich lese die buchgewordene Abrechnung des Springer-Enkels Sven Simon, der sich um sein Erbteil am Verlag betrogen sieht, lese Texte über die Erbmorde im Gucci-Clan, die Dauerprozesse um die Nachlässe von Picasso, von Kafka oder Tolstoi. Schätzungen zufolge bringt jeder zweite Erbfall die sensible Statik einer Familie zumindest kurzfristig ins Wanken. Um jede fünfte Erbschaft tobt ein Krieg. Je mehr zu vergeben ist, umso erbitterter wird gestritten. »Oft brechen im Erbfall Dinge auf, die durch die Oberinstanz der Eltern über Jahre unterdrückt wurden«, sagt mir eine Fachanwältin. Geld sei dann die Währung der elterlichen Liebe. Und eine Familientherapeutin stellt fest: »Beim Erben werden die ganz alten Rechnungen noch mal auf den Tisch gelegt. Danach gibt es keine Chance auf Wiedergutmachung mehr.« Vielleicht, sagen beide, sei der, der gar nichts hat, manchmal glücklicher. Denn der brauche nicht zu streiten. Fühle sich nicht zurückgewiesen und verraten. Und ich denke: Würde ich tauschen wollen? Würde ich gern ein Leben im Würgegriff eines Clans führen?

Leas Großvater schrieb eine dieser Wirtschaftswunder-Geschichten. Er war ein bettelarmer Flüchtling und hatte später als Kunstmaler und Bildhauer großen Erfolg. Am Ende eines reichen Lebens überließ er seinen fünf Kindern eine Villa in bester Lage, dazu Kunstwerke von Millionenwert. Zu seiner Zeit war er einer der ganz Großen, mit allen SPD-Kanzlern eng befreundet. Heute sagt sein Name nur noch Kennern etwas. Lea war ihr Großvater immer fremd. Als aber ihre Mutter starb, erbte Lea deren Teil am Nachlass. Und sie erbte noch etwas: Hass, Zank und Hader. Ein Streit, der Anwälte beschäftigt, Gutachter und Vermittler. Und der das vererbte Vermögen ebenso frisst wie die Lebenszeit der Kinder und Enkel. Doch wie kam es dazu? Leas Familie war schon zu Lebzeiten zerstritten. Die Großeltern hatten sich getrennt. Ihre vier Töchter hatten sich mit dem einzigen Sohn überworfen. Die Alten verteilten ihr Erbe entlang dieser Front: Das meiste für die Töchter, verfügte Leas Großvater. Den Mädchen nur den Pflichtteil, alles dem Sohn, testierte ihre Großmutter. Die Testamente seien eine Endabrechnung der elterlichen Liebe und des elterlichen Hasses gewesen, sagt Lea. »Für mich zeigt das eine Härte im Herzen. Es ist ein menschliches Desaster.« Ahnt nicht derjenige, der ein solches Testament aufsetzt, dass es den Kindern keinen Frieden bringt? Um das Erbe tatsächlich antreten zu können, müssten sich Sohn, Töchter und Enkelin einigen. Die Kunst verkaufen. Den Nachlass auflösen. Stattdessen zerfleischen sie sich seit acht Jahren. Der Hass, sagt einer der Beteiligten, ist zu groß. Versöhnung kann es nicht geben, sagt ein anderer. Die Kunstwerke verstauben derweil in einer Lagerhalle. Das Geld ist noch immer nicht verteilt. Der große Name und das üppige Vermögen sowie die Rolle, Nachkömmling eines großen Patriarchen zu sein, hätten die Kinder klein gehalten, sagt ein Freund des Hauses. Habe sie am Erwach-

senwerden gehindert. Und so zanken sie noch heute und konkurrieren um die Liebe der Toten.

In den USA gibt es Erziehungsratgeber, die sich an reiche Eltern wenden. *How much money does it take to ruin a child?*, heißt es in einem dieser Bücher. Also: Ab welcher Summe verdirbt Geld den Charakter eines Kindes? In den USA wird diese Debatte lebhaft geführt. Der englische Ökonom und Philosoph John Stuart Mill prophezeite: Der Erbe, der von frühester Kindheit an wisse, dass er einmal genug bekommen werde, um davon zu leben, drohe »ein Müßiggänger, Verschwender und Taugenichts zu werden«. Andrew Carnegie, der Stahl-Baron, plädierte in seinem Manifest *Evangelium des Reichtums* dafür, einen Großteil des Vermögens zu stiften oder zu spenden. »Die Eltern, die ihrem Sohn enorme Reichtümer hinterlassen«, schrieb er, »töten seine Talente und seine Energie und verführen ihn dazu, ein weniger nützliches und weniger wertvolles Leben zu führen, als er es sonst tun könnte.« Enormer Wohlstand führt immer zu einem Paradox, schreibt Jennifer Senior, Autorin des Essays *Rich Kid Syndrome*, der im *New York Magazine* erschienen ist. Harte Arbeit möge viel Geld einbringen, aber mit dem vielen Geld aufzuwachsen könne Kinder von jeder Arbeit entwöhnen. Allerdings stützt die Autorin ihre Diagnose nur auf eine einzige Recherche einer Psychologin am Teachers College der Columbia University. Die hat 314 Zehntklässler in einer reichen Vorortsiedlung untersucht und herausgefunden, dass in dieser Gruppe klinische Angstzustände, Depressionen und Drogenmissbrauch häufiger auftraten als im nationalen Durchschnitt. Die Studie wird zwar häufig zitiert, ist aber nur eine kleine Erhebung. »Wir wissen viel zu wenig über die Auswirkung von Erbschaften auf die Dynamik von Familienbeziehungen und das Leben von Nachkommen«, bedauert Jens Beckert, Leiter des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung. »Was geschieht mit Erben großer Vermögen? Führt das Geld zu Dysfunktionalitäten ähnlich denen der Langzeitarbeitslosen und Hartz-IV-Empfänger?« Psychologen und Soziologen liefern keine Antwort. Dabei wäre es für die Zukunft der Erbenrepublik nicht unwichtig, eine Antwort zu haben auf die Frage: Lähmt das Geld der Alten die Jungen?

Der Juniorprofessor Timm Bönke und Charlotte Bartels, Forschungsassistentin, beide am Fachbereich Öffentliche Finanzen an der Freien Universität Berlin, suchen eine Antwort. Bönke sagt, er könne natürlich nicht prophezeien, welche Wirkung das Erben im Einzelfall hat. Aber wie es das Land verändere, dazu habe er Theorien. Der volkswirtschaftliche Grundgedanke ist: Wer Vermögen von seinen Eltern hat, kümmert sich in erster Linie darum, wie er es erhalten kann. Und nicht darum, wie er damit produktiv tätig wird. Schon jetzt, sagt Bönke, sei die Hälfte des Vermögens der 40- bis 45-Jährigen ererbt. Und diese Quote werde in den nächsten Jahren rasant steigen. »Lesen Sie das«, sagt Charlotte Bartels und drückt mir ein Skript in die Hand: einen Aufsatz von Thomas Piketty. In dem Text geht es um die langfristige Entwicklung von Erbschaften in Frankreich von 1820 bis 2050. Früher, in vormodernen Gesellschaften, sei jedem klar gewesen, dass der, der reich sein will, erben oder vermögend heiraten muss. Und heute? Sei es wieder so, sagt Piketty.

Im Gegensatz zu ihren deutschen Kollegen verfügen französische Forscher über exzellentes Datenmaterial zu Erben und Erbsummen. Piketty kann belegen, dass die Bedeutung von ererbtem Vermögen in Frankreich in den Nachkriegsjahren abnahm, nun aber wieder fast das Level der Jahre zwischen 1820 und

1910 erreicht hat. »In Ländern, wo die Bevölkerung schrumpft oder bald schrumpfen wird, also vor allem in Deutschland, Italien, Spanien und natürlich Japan«, werde sich dieser Prozess beschleunigen.
Den Erben selbst erscheinen diese Aussichten auch düster. Noch die zutiefst Dankbaren, die ich traf, betonen, dass sie ihr Leben lieber aus eigener Kraft bestritten. Manche Erben erzählen, wie schwer es sein kann, als Erbe weiter unter Nichterben zu leben, und dass das Vermögen die Reichen zueinandertreibe: in Ghettos und Parallelwelten. Andere berichten, wie aus Geschwistern unversöhnliche Prozessparteien wurden. Und wie schwer es für einen Erben sein kann, aus dem Schatten der Alten zu treten.
Wenn aber tatsächlich demnächst Billionen Euro fast unversteuert weitergereicht werden, ändert das nicht nur das Leben einzelner Individuen, sondern die ökonomische Architektur des Landes. Wird die Masse der Nichterben revoltieren, wenn sie begriffen hat, worauf der Reichtum der anderen gründet?
Forscher des Max-Planck-Instituts haben herausgefunden: Je tiefer die Kluft zwischen Arm und Reich ist, desto unzufriedener sind die Bürger mit der Demokratie, desto weniger vertrauen sie den politischen Institutionen, desto niedriger ist die Wahlbeteiligung. Man wisse, schreibt der französische Historiker Pierre Rosanvallon, dass Menschen in Zeiten großer Ungleichheit immer nach einem ähnlichen Muster reagieren: Stets nehme der Hass auf Fremde zu und die Sehnsucht nach einfachen Antworten. Die Zahl der Frustrierten und Wütenden wird steigen, wenn das Aufstiegsversprechen unglaubwürdig geworden ist. Wird also die Erbengesellschaft eines Tages im großen Knall einer Revolte auseinanderbrechen?
Der Journalist George Packer, der in seinem Buch *Die Abwicklung* meisterhaft den Niedergang des American Dream analysiert, schreibt: Die wachsende Ungleichheit wirke wie ein »geruchloses Gas«, das das Fundament des Zusammenlebens zersetze. Und der britische Wirtschaftswissenschaftler Richard Wilkinson meint: »In ungleichen Gesellschaften herrscht weniger Vertrauen, weniger sozialer Zusammenhalt.« Die Mehrheit sei getrieben von Statusangst. Möglicherweise also werden die Abgehängten in der Erbengesellschaft gar nicht auf die Straße gehen, sondern sich – wie in den Hungerspielen von Panem – noch verbissener in den Konkurrenzkampf stürzen, die Ellenbogen ausfahren und ihr Dasein als Dauerwettbewerb begreifen.
Oder sie erstarren in Abhängigkeit, wie die Jugend jenes Landes, das als Prototyp der modernen Erbengesellschaft gilt: In Japan sind die Alten wohlhabend wie nirgendwo sonst, doch den Jungen fällt es nach 25 Jahren wirtschaftlicher Stagnation schwer, genug zu verdienen, um das eigene Leben zu finanzieren oder gar eine Familie zu gründen. Die japanische Jugend begehrt aber nicht auf. Fast die Hälfte der Japaner zwischen 20 und 34 lebt noch zu Hause. Junge Japaner haben weniger Freunde. Sie engagieren sich kaum. Sie gehen deutlich seltener aus als ihre Altersgenossen in anderen Ländern. Sogar das Interesse an der Liebe haben sie verloren. Viele bleiben einsam. Offenbar sind in ihnen die Lust und die Gier auf das Leben erstorben.
Es ist die traurigste Vision einer Erbengesellschaft: eine Jugend, die von den Alten geliebt und ernährt wird, aber ohne die schützende und fütternde Hand lebensunfähig ist.
Ist das auch unsere Zukunft?

Götz Werners Privatvermögen wird auf 1,1 Milliarden Euro geschätzt. Es besteht hauptsächlich aus Anteilen an der Firma dm, jener republikweit bekannten Drogeriemarkt-Kette, die Werner 1973 gründete. Als ich Werner in der Firmenzentrale in Karlsruhe treffe, nimmt er mir zunächst ein Versprechen ab: Ich soll »Die Rockefellers« lesen, die Biografie des Industriellen-Clans, die vom Unglück der Urenkel des Gründers erzählt und von deren vergeblichen Versuchen, sich aus dem Griff der Familie zu befreien. Dann könne ich ihn besser verstehen, sagt er. Denn Götz Werner verhält sich ganz anders als die allermeisten deutschen Familienunternehmer. 90 Prozent von denen hoffen, dass der Betrieb auch über den Tod hinaus dem Clan gehört. Götz Werner ist Vater von sieben Kindern aus zwei Ehen. Würde man den Unternehmenswert im Erbfall unter ihnen aufteilen, entfielen auf jedes Kind um die 160 Millionen Euro. Aber das ist bloße Theorie. Cornelia, Christoph, Bettina, Michaela, Johanna, Sonja und Matthias werden nämlich kein Leben als Supererben führen. Vor vier Jahren brachte ihr Vater seine Anteile an dm in eine gemeinnützige Stiftung ein. »Warum?«, frage ich ihn in seinem Büro. »Ich habe vor dreißig Jahren ebenjene Geschichte der Rockefellers gelesen«, antwortet er. »Mir ist klar geworden, dass Erbschaft für eine Familie auch Tragik sein kann, wenn sie das Leben der Erben determiniert.« Die Firma, sagt er, sei seine Berufung gewesen, nicht die seiner Kinder. »Ich wollte ihnen nicht eine Bürde hinterlassen, die verhindert, dass sie ihren eigenen Weg finden und beschreiten können.« – »Und was sagen Ihre Kinder dazu?«, frage ich. »Nichts«, sagt er. Das sei nie Thema gewesen. »Kinder sind ja Realisten«, sagt Werner. »Bei uns gibt es kein Fernsehen. Darüber hat sich auch nie ein Kind beschwert.« – »Ihre Kinder sind nicht mal insgeheim wütend?«, frage ich. »Ja, und wenn«, sagt Werner, »dann müssen sie sich halt dran gewöhnen.«

Götz Werner verwechselt Liebe nicht mit Geld. Er hat auch verstanden, dass Eigentum verpflichtet, so wie es in unserem Grundgesetz steht. Und er hat verstanden, dass Erben kein Schicksal ist, das der Mensch auf sich nimmt. Es ist bloß Geld, und der Reiche kann es – nicht nur durch staatlichen Zwang, sondern vor allem durch eigene Einsicht – für die Zukunft vieler sinnvoll verwenden. Wenn er bloß will. Es wird Zeit, das Schweigen zu brechen. Lasst uns über das Erben streiten! Alle gemeinsam.

Am 16. März erscheint im Berlin Verlag Julia Friedrichs' Buch »Wir Erben. Was Geld mit Menschen macht«